

Unterhaltungs-Blatt,

als

Beilage zur Preßburger Zeitung Nr. 84.

Dienstag, den 22. Oktober 1822.

Die weiße Rose.

(Fortsetzung.)

Von Wolfgang war ihnen nur zweimal bald im Anfang Nachricht gekommen; jetzt aber harrten sie schon seit langer Zeit vergeblich auf weitere Kunde. Elisabeth, die mit unendlicher Liebe an ihrem Vater hing, härmte sich sichtbar ab; ja fast schien es, als trüge sie, außer dem Gram um den Abwesenden, noch sonst ein stilles Weh in ihrem Herzen verborgen. Ihre frühere Heiterkeit und jugendliche Lust am Leben war ganz verschwunden; das frische Roth, das sonst auf ihren Wangen blühte, erblaßte mit jedem Tage mehr und mehr. — „Nun wird mich der Vater wohl nicht mehr sein Herzensrösel nennen!“ sagte sie manchmal lächelnd, wenn ihr Blick den Spiegel traf. Das schnitt der Mutter tief ins Herz.

Und so hatte denn der Winter, der ihnen bei seinem ersten Antritt den Kummer zugeführt, jetzt bei seinem Abschied den trüben Gast nicht wieder mit sich fortnehmen wollen; dieser schien sich vielmehr täglich breiter im Hause zu machen, und selbst der Frühling, der draußen Berg und Thal bereits mit seiner Hoffnungsfarbe zu schmücken begann, brachte ihnen nur noch heißere und bangere Sehnsucht nach dem Entfernten dazu.

So saßen sie eines Abends wieder still und traurig beisammen. Der alte Conrad war ausgegangen. Frau Anne heftete den sorglichen Blick auf das bleiche Gesicht ihrer Tochter, die, in sich gekehrt, auf die Arbeit niedersah, während dann und wann eine Thräne sich unter den gesenkten Wimpern hervor stahl und über ihre Wangen rollte. Das konnte die Mutter endlich nicht länger mit ansehen, sie brach das ängstliche Schweigen, und sagte: „Muhme Linel, erzählt uns nun einmal wieder etwas. Es ist wohl schon lange nicht geschehen.“

Elisabeth schaute empor. „Ja, von der weißen Rose!“ rief sie hastig. „Von der hab’ ich diese Nacht einen wunderlichen Traum gehabt. Ich bitte Euch, erzählt.“

„Mir ist’s recht!“ erwiderte Christine. „Ich halte es immer lieber mit dem Sprechen, als mit dem Schweigen. Sprechen macht frisches Blut.“ Und somit hub sie ihr Sprüchlein wiederum also an:

Auf den hohen Bergen im Schweizerlande, die viel, viel höher seyn sollen als unsre hier, da wächst eine gar seltene Blume, die wird das Alpenröslein genannt. Diese Blume hat in unserm Gebirg noch keiner aufgefunden; wahr und gewiß ist es aber, daß dagegen bei uns sich jährlich einmal eine andere Rose zeigt, die ihres Gleichen wohl in der ganzen Welt nicht antreffen mag. Wer Muth genug hat, sich in der Nacht vor Himmelfahrtstag auf das hohe Gebirge zu begeben, und dann die rechte Stelle weiß, der kann die Rose finden, und der sie gefunden hat, dem steht ein Wunsch frei, ehe die Sonne aufgeht, und was er gewünscht hat, das wird geschehen noch selbigen Tages oder selbigen Jahres. Auf welche Weise nun aber diese Rose entstanden seyn soll, das wird also erzählt:

„Es war einmal ein wunderschönes zartes Fräulein, das lebte an dem Hofe der Königin Libussa von Böhmen; und einmahl, da die Königin ins Gebirge gezogen war, der Jagd willen, erblickte der Geist, der auf dem Gebirge sein Wesen treibt, die schöne Wlasta und faßte gar heftige Liebe zu ihr. Er nahm alsbald menschliche Gestalt an, zog auch mit zahlreicher Dienerschaft und großem Gepränge in das Hoflager der Königin, um die schöne Wlasta zu freien. Diese aber hatte ihre Liebe schon in der Stille einem jungen tapfern Ritter zugewandt, wies daher alle Bewerbung von sich ab, und als dennoch ihre Verwandten und selbst die Königin ihr immer schärfer zusetzten, daß sie dem stattlichen und über die Waffen reichen Freier ihre Hand geben möchte, ließ sie von dem jungen Ritter sich bereden, und wollte heimlich mit ihm entfliehen. Es war in der Nacht vor dem Himmelfahrtstage, die Königin war wiederum ins Gebirge gezogen um der Jagd willen, da hinterging das Fräulein ihre Wächter, entwich aus dem Jagdschloß, wo die Königin mit ihrem Gefolge gerade haufete, und stieg muthig höher hinauf ins Gebirge bis an den Ort, wo sie den Ritter treffen sollte. Der Geist vom Gebirge aber, der bald von ihrer Flucht und Absicht Kunde erhalten hatte, machte sich auf und führte den Ritter durch mancherlei Blendwerk irre, und tief in die Wälder und Sümpfe hinein, und ich weiß nicht zu sagen, ob er sich jemals wieder dort heraus gefunden hat. So geschah es denn, daß die arme Wlasta an dem bestellten Ort ihr Lieb nicht fand; und nachdem sie lange geharrt und gehofft, und sich dort nicht länger sicher meinte, endlich noch weiter hinauf stieg nach dem Rücken des

Gebirges zu: denn von dort her führte den Ritter sein Weg, bis sie an eine Gegend gelangte, die heut zu Tage die Festige heißt, und wo in uralter Zeit die Burg Navar gestanden haben soll, die dem Ariovist, dem König der Deutschen, gehörte. Da konnte sie vor Müdigkeit und Angst nicht fürder, setzte sich auf einen Stein und weinte bitterlich; und da sie sich nun auch nicht weiter vorwärts traute in der grausen Einöde, blieb sie zur Stelle sitzen, schaute immer hinaus nach der Gegend, von wo ihr Ritter und Ketter kommen sollte, und lauschte, und der Nachtwind spielte ungestüm mit ihrem langen gelben Haar, und von einem Augenblick zum andern hoffte sie immer: jetzt wird er kommen, und verzweifelte dann wieder und weinte und klagte, bis endlich der Morgen kam, und da die Sonne aufging, und ihr Lieb sich noch immer nirgend zeigen wollte, da brach ihr das Herz vor übergroßem Leid. Zur selben Stunde aber kam auch der Geist vom Gebirge zur Stelle und meinte, jetzt nach solcher ausgestandenen Angst und Noth werde sie ihm als ihrem Ketter willig folgen. Sie hatte ja aber ihren Ketter schon gefunden, und brauchte keinen andern mehr. Und als er sie nun bleich und kalt, und doch immer noch schön, so vor sich liegen sah, da kam der Schmerz und die Neue gewaltsam über ihn, und er konnte das Tageslicht nicht mehr ertragen, sondern es trieb ihn hinunter auf lange Jahre in sein dunkles Reich tief unter seinen Bergen. Doch eh' er ging, begrub er den Leichnam der armen Wlaska da, wo er ihn gefunden, und ließ aus dem Grabe eine weiße Rose sprießen, die sollte jährlich an diesem Tage vor Sonnenaufgang wieder blühen, und schwur dabei, wo einer sie fände, und trüge

etwa auch recht heiße Sehnsucht oder schweres Leid in seinem Herzen, und spräche dann auf dieser Stelle seinen liebsten Wunsch aus, dem solle er in Erfüllung gehen. Und so ist die weiße Rose entstanden."

Der alte Conrad, der während der Erzählung in das Zimmer trat, und sich still in seinen Winkel gesetzt hatte, sagte jetzt, da sie zu Ende war und alle schwiegen: „Ja, so ist's. Und mancher ist seit jener Zeit wohl hinauf gegangen, um die weiße Rose zu finden, und hat sie nicht gefunden und ist auch nicht wieder heimgekehrt. Denn die Geschichte hat ihr Aber, und der Geist vom Gebirge läßt nicht von seiner Art."

Trug und Tücke im Genick

Im Gesichte Freundlichkeit."

Elisabeth drang sehr hastig in ihn, er sollte sprechen, wenn er mehr davon zu sagen wüßte; allein es war nichts weiter aus ihm zu bringen. „Wenn ich hier war," brummte er, „so erzählte Euch die Muhme die Geschichte gar nicht. Ich habe einen Widerwillen dagegen, und weiß recht gut warum, und wir alle wissen ja auch, auf welche traurige Weise sie uns schon einmal unterbrochen wurde."

Elisabeth schwieg; aber von diesem Abend an zeigte sich eine merkliche Veränderung in ihrem ganzen Wesen. Sie ward allmählig wieder heiterer und gesprächiger, ja sie tröstete die Mutter oft, daß nun ihr trübes Schicksal sich bald wenden werde, und dabei leuchteten ihre Augen von einem ungewohnten Feuer.

Als der Mai gekommen war und sich gleich in seinen ersten Tagen so mild und freundlich wies, daß selbst der

höchste Rücken des Gebirges schon, wider seine Gewohnheit, das weiße Winterkleid ablegte, da trat Elisabeth eines Tages vor die Mutter, und sprach ein wenig schüchtern und mit niedergeschlagenen Blicken, wie das Wetter so schön sey, und wie sie wohl Lust hätte, wieder einmal nach dem einige Meilen entfernten Frauenkloster zu gehen, um dort die Schwester Barbara, ihre Verwandte und Pathe, zu besuchen. Dazu gab nun die Mutter gern ihre Einwilligung, der alte Conrad aber both sich auf der Stelle zur Begleitung an; das schien Elisabeth eben gewünscht zu haben, und so machten sich denn beide schon des andern Morgens auf den Weg.

Allein sie waren kaum eine Stunde weit vom Haus, da blieb Elisabeth an einem Ort, wo die Straße sich theilte, plötzlich stehen und sprach: ihr Weg führe nun zur Linken, denn ihre Absicht sey keineswegs, die Schwester Barbara im Frauenkloster zu besuchen. „Morgen ist Himmelfahrtstag“ fuhr sie fort, „da will ich diese Nacht auf dem Gebirge seyn: vielleicht daß mir die weiße Rose beschieden ist.“

Conrad erschrock heftig über diese Worte, und gab sich ängstlich alle Mühe, ihr das Vorhaben auszureden: die ganze Geschichte sey doch nur ein einfältiges Märchen, an welches kein vernünftiger Mensch im Ernste glauben, noch viel weniger aber darum wohl gar Leib und Leben aufs Spiel setzen werde. Doch vergebens. „Daß Du es selber für kein einfältiges Märchen hältst,“ sagte sie, „das weiß ich gar wohl, und noch neulich erst hast Du versichert, daß es damit seine Richtigkeit hat. Auch ist mir im Traum nun schon zum drittenmal verheißen, daß ich

die Rose finden soll, mir auch der Ort, wo sie steht, deutlich gezeigt worden. Ich gehe.“ Und als er ihr nun vorstellte, welche Gefahr zu jehiger früher Jahreszeit eine Nacht auf dem Gebirge ihr bringen könne, wie mancher nach der Rose gegangen, der niemals wieder zurück gefehrt sey, ja als er ihr endlich gestand, daß er selbst in seiner Jugend den Gang gewagt um eines Mädchens willen, das er gar lieb gehabt; was ihm aber dort widerfahren sey, nie über seine Lippen kommen werde, und daß er nur wie durch ein Wunder das Leben davon getragen, da erwiederte sie ruhig: „So oder so! Ich kann nicht ohne den Vater seyn, ich kann die Mutter nicht länger weinen sehen, mein Leben geht doch dabei zu Grunde, das fühle ich wohl. Drum muß ich's versuchen, und wird mir die Rose zu Theil, so wünsche ich, daß der Vater bald wiederkehret und wieder zu Glück und Ehren kommt; dann hat alle Noth ein Ende, und ginge es mir auch dabei ans Leben, nun so bin ich für den Vater gestorben: das ist ein schöner Tod!“

Conrad sah ihr eine Weile schweigend in die leuchtenden Augen, dann faßte er leise ihre Hand und sprach: „Den Vater also wollt Ihr Euch wünschen?“

„Wie kannst Du noch fragen!“ rief sie. Was für einen andern Wunsch hättest du denn noch auf Erden? Sonst freilich hättest du auch noch andre thörichte Wünsche in meinem Herzen: der Himmel hat sie mit der Wurzel ausgerottet. Doch ich muß fort. Leb' wohl, wenn Du mich nicht begleiten willst! Ich dachte freilich, du würdest mir beistehn auf diesem Gange, doch — —“

(Die Fortsetzung folgt.)

Besondere Merkwürdigkeit.

Im Mai dieses Jahres wurde an der Küste der Ostsee, unweit Wismar im Mecklenburgischen, ein Storch geschossen, welcher an der rechten Seite des Halses einen Pfeil, mit welchem ihn wahrscheinlich ein afrikanischer Wilder hat tödten wollen, senkrecht stecken hatte. Der Pfeil war 2 Fuß 10 Zoll lang, vom schwarzen Holze mit einer eisernen roh gearbeiteten Spitze, welche mittelst eines Fadens an das Holz befestiget war. Er ragte fast um den dritten Theil seiner Länge über den Kopf des Storches hervor, der untere Theil fast eben so lang vorn über die Brust herunter. Man bemerkte, das mehrere andere Störche vergeblich bemüht waren, ihren Kameraden von dieser beschwerlichen Zierde zu befreien. Er brachte diesen Pfeil aus seinem Winteraufenthalt in Africa mit. Ein Zeichner, Namens F. Lenthe, zeichnete ihn auf Stein, sodann wurde er ausgestopft, und im Museum der Universität zu Moskau aufbewahrt.

N o t i z.

Wer sein Leinen zu Bleiche gibt, muß es vorher zeichnen, wenn er nicht manchmahl Gefahr laufen will, daß es ihm ausgetauscht werde. Eine unauslöschliche Farbe dazu bereitet man auf folgende Art: Man nimmt Eisenfeilspäne und Kochsalz, nach dem Gewichte zu gleichen Theilen, gießt etwas Essig darauf und läßt die Masse einige Tage stehen. Die dadurch entstandene reizende Essenz trägt man mit einer Feder oder einem Pinsel auf das Leinen, und die gemachten Zeichen verschwinden bei der Bleiche nicht.